

Nr. 224. Bromberg, den 27. September 1936

Odegaard.

Kriminal-Roman von Otto Hans Braun.

(5. Fortsetzung.)

„Vergessen Sie nicht, daß ich durch das Unglück einen mir durch jahrelange Mitarbeit liebgewordenen Menschen verloren habe", sagte Berghold und sah den Kommissar auf dessen Bemerkung hin verwundert an. „Wann werde ich denn übrigens meine Aktentasche zurückerhalten?"

Der Kommissar griff nach dem mitgebrachten Paket und wickelte es aus.

„Hier ist Ihr Eigentum, Herr Generaldirektor. Hoffentlich gelingt es Ihnen nun ohne Schwierigkeit, das Geld zu bekommen."

„Das erwarte ich sehr stark, nachdem alles klar zu Tage liegt."

„Ich bezweifle, daß das der Fall sein wird. Sie müssen der „Merkur" nachweisen, daß diese verkohlten Reste Ihre Dokumente sind, und das wird Ihnen kaum gelingen."

„Warum denn nicht? Das läßt sich sehr leicht mittels chemischer Untersuchung bezeugen."

„Sie können sich die Untersuchung ersparen, Herr Generaldirektor. Ich habe sie bereits vornehmen lassen. Es ist festgestellt worden, daß diese Aktentasche nur wertloses Zeitungspapier enthalten hat."

„Das ist ausgeschlossen!"

„Damit werden Sie das Gutachten des Gerichtschemikers nicht entkräften."

Berghold war wie vor den Kopf geschlagen.

„Aber das ist doch meine Aktentasche! Die Buchstaben sind klar erkennbar. Fünf Menschen sind anwesend gewesen bei der Verpackung! Vier lebende Zeugen können beschwören, daß meine Dokumente in dieser Aktentasche untergebracht worden sind!"

„Sofern es Ihre Aktentasche ist."

„Wenn Sie daran zweifeln, werde ich es Ihnen beweisen."

Berghold holte den im Safe verwahrten zweiten Schlüssel hervor und wollte ihn zur Beweisführung in das Schloß stecken. Es gelang ihm nicht, trotz mehrfacher Versuche.

Von einem plötzlichen Impuls erfaßt, beugte er sich über die schwach erkennbaren, eingravierten Buchstaben auf dem Schloß der Aktentasche. Mit entsetzten Augen starrte er darauf. Er zog eine Lupe aus der Lade seines Schreibtisches, um dann aufs neue eingehend diese Buchstaben zu prüfen.

„Herr Kommissar", brachte er schließlich mühsam hervor, und sein Gesicht war totenbleich, „ich muß Ihnen zu meinem eigenen Erschrecken gestehen, daß diese Tasche nicht mein Eigentum ist."

„Das ist aber sehr merkwürdig."

„Ich finde es nur katastrophal für mich, Herr Kommissar. Ich war der festen Meinung, der Versicherungsgesellschaft den untrüglichen Nachweis der Vernichtung der Dokumente erbringen zu können, und nun . . ."

„Ist es nicht merkwürdig, daß sich eine zweite Aktentasche in dem Flugzeug befunden hat, die der Ihrigen genau gleicht, sogar dieselben eingravierten Buchstaben trägt, und daß sich dann darin wertloses Zeitungspapier befindet? Wie erklären Sie sich das, Herr Generaldirektor?"

„Ich kann Ihnen keine Erklärung geben, mir ist das völlig rätselhaft."

„Mir auch, Herr Generaldirektor, und eben deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. In der bestimmten Erwartung, von Ihnen Auskunft zu erhalten. Ich hatte vorausgesehen, daß Sie Ihre Eigentumsversicherung zurückziehen würden, und habe deshalb nach dem Gutachten des Gerichtschemikers die gesamten Überreste des Flugzeuges nachprüfen lassen. Eine zweite Aktentasche oder wenigstens deren Reste sind nicht gefunden worden. Mithin muß diese mit Zeitungspapier gefüllte die Ihrige sein. Also wie geht das zu?"

„Ich schwöre Ihnen, Herr Kommissar, ich weiß es nicht!" beteuerte Berghold leidenschaftlich. Plötzlich brach er zusammen und schrie auf: „Um Gotteswillen, meine Dokumente!"

Bergholds Verzweiflung war echt, ihre Ursache aber nicht einwandfrei erkennbar. Berghold konnte lediglich verzweifelt sein, weil er der Versicherungsgesellschaft nicht den unumstößlichen Beweis erbringen konnte, vielmehr einen schweren Verdacht auf sich geladen hatte. Es war jedoch nicht ausgeschlossen, daß ein Aufschrei der Erkenntnis galt, selbst betrogen worden zu sein. Es konnte sein, daß der Brandstifter die Dokumente durch Vertauschen der Aktentaschen an sich gebracht hatte und Berghold nun befürchten mußte, daß jetzt geschah, was dieser ihm vorhin über die mögliche Verwendung der Dokumente gesagt hatte.

„Das ist schlimm, sehr schlimm für Sie!"

„Es ist grauenhaft!" schrie Berghold von neuem auf.

„Jetzt hat die Versicherungsgesellschaft hinreichend Grund, die Schadenssumme nicht auszuzahlen, und ihr Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen."

„Was für ein Verdacht, Herr Kommissar? Sie trauen mir doch nicht etwa zu . . .? Wollen Sie mich dessen etwa anschuldigen?" fragte Berghold aufgebracht und vergaß all seinen Kummer.

„Ich denke nicht daran, Herr Generaldirektor. Da Sie aber bestreiten, von den rätselhaften Vorgängen etwas zu wissen, mir jedoch andeuteten, daß von dritter Seite Interesse an Ihren Herstellungsverfahren genommen würde, könnten Sie mir vielleicht einen Hinweis geben."

„Nein, Herr Kommissar, das kann ich nicht. Ich weiß bei Gott nicht, wer eine solche Freveltat hätte begehen können! Damit Sie aber sehen, wie ernst es mir mit der Aufdeckung der Angelegenheit ist, werde ich eine Belohnung von fünfundzwanzigtausend Schilling für denjenigen aussetzen, der den Täter namhaft zu machen vermag und mir zu meinen Dokumenten verhilft."

Als Wolter den Generaldirektor verließ und langsamen Schrittes nach dem Schottenring zurückkehrte, war er im Zweifel, ob Berghold schuldig war oder nicht.

6.

Acht Tage hatte Charly warten wollen, bis er Erika in das letzte traurige Ereignis seiner Laufbahn einweihte. Ein solcher Zeitraum genügte ihm immer, etwas anderes zu finden. Nun wußte Erika jedoch so gut wie alle Welt von dem Flugzeugunglück und nahm an, ihr Charly mache glänzende Geschäfte. Als sie ihn danach fragte, antwortete er ausweichend. Er wollte sie nicht belügen; auf die Dauer konnte er ihr die Wahrheit jedoch nicht vorenthalten.

Mit dieser Sorge überfielen ihn verstärkt Befürchtungen um ihrer beider Zukunft. Was nutzte es, wenn er den guten Willen hatte und alle Anstrengungen machte, vorwärtszukommen, es ihm aber nicht gelang? Konnte er vor sich selbst verantworten, Erika in falschem Glauben zu lassen? Er betrog sie doch um ihr Lebensglück.

Lang ausgestreckt lag er auf der Chaiselongue seines Zimmer und blickte zu der angegrauten Decke hinauf. Es war das seine bewährte Methode, einem schwierigen Problem zu Leibe zu rücken. Plötzlich sprang er auf, als wolle er sich wutentbrannt auf irgend etwas stürzen.

„Wir können nicht zusammen bleiben! Aber was soll aus Erika werden?“ schrie er ins Zimmer hinein. Wie er dann breitbeinig, dumpfbrütend dastand, kam ihm ein Gedanke, vor dem er zuerst erschrak, der sich aber bei genauerem Hinsehen als ein Ausblick für Erika erwies. Während seiner Tätigkeit bei Braust war ihm nicht entgangen daß der Chef Erika zuweilen mit Blicken bedachte, die damals seine Eifersucht erregten. Wie sie zu ihm stand, wußte er nicht genau, glaubte aber soviel erkannt zu haben, daß Erika vielleicht schon Brausts Frau geworden wäre, wenn er, Charly, nicht in ihr Leben getreten wäre. Wenn er sie jetzt freigab, konnte sie es noch werden. Braust war ein schlichter, bürgerlicher Mensch, der sich annehmbar durchs Leben brachte, und das war heutzutage immerhin schon etwas. Auf alle Fälle bot Braust Erika gerade das, was er ihr nicht zu geben vermochte. Es gab keine andere Lösung, als Erika das klarzumachen.

Kurz entschlossen riß er die Schranktür auf, zog den Ulster an und stülpte sich den Velourhut auf. Dann rannte er, als befürchte er, wankelmütig zu werden, die Treppe hinunter.

Es nieselte. Die Menschen schoben sich mit verdrießlichen Gesichtern vorbei, wohl ärgerlich, daß es im April so ekelhaft novemberlich war. Charly schaltete alle Überlegungen aus, betrachtete die Schaufenster und die Vorübergehenden, während er die Gumpendorferstraße entlang zog. Manchmal blickten Frauenaugen ihn tiefer an. Er bemerkte es, ignorierte es aber. Er führte einen Befehl aus, den ihm Einsicht, Anstand und Pflicht auftrugen.

Nicht mehr weit von Brausts Laden erspähte er Erika. Sie hatte keine Eile auf ihrem Heimweg, wußte ja auch nichts davon, daß er sie abholen wollte. Er bewunderte ihren leichten Gang und wie gut sie in dem billigen Mantel aussah, den sie vor einem Jahr zusammen gekauft hatten.

„Eigentlich müßte sie mich schon sehen!“ knurrte er. „Jetzt bleibt sie auch noch stehen und dreht sich um! Zum Teufel noch mal, Braust ist ihr nachgelaufen.“

Er gewahrte, wie ihr Chef lebhaft auf sie einsprach. Eine Taxe kam, Braust rief den Chauffeur an, öffnete den Schlag und machte eine einladende Handbewegung zu Erika. Sie schüttelte den Kopf. Er versuchte es mit einem neuen Wortschwall. Umsonst. Er reichte ihr die Hand, stieg ein, und Erika ging weiter.

„Hallo, Eri!“

„Charly, du!“ Sie schob erfreut ihren Arm in den seinen. Wie geht's, mein Jungchen?“

„Soso“, murrte Charly ausweichend. „Hast du heute abend etwas vor, Eri?“

„Was sollte ich wohl vorhaben?“

„Ich komme nur darauf, weil du Braust scheinbar vorhin eine Absage gegeben hast.“

„Richtig! Ich sollte mit ihm ins Apollo, so wie ich geh und steh!“

„Warum nicht? Du siehst in jedem Kleid brillant aus. Und Braust ist doch auch kein irgendwer für dich, sondern dein Chef, ein netter Mensch obendrein . . .“

„Schweig still! Wozu sagst du mir das? Du weißt, ich nehme von keinem Manne eine Einladung an, außer von dir. Und dabei hast du mir noch nicht ein liebes Wort gesagt! Sind wohl arg teuer bei dir heute?“

Sie stieß ihn scherzhaft in die Seite.

„Aber Eri! Weißt doch, daß du für mich das herrlichste Mädel von der Welt bist.“

„Puh, Charly, was für ein falscher Ton! Sag's mal richtig, was ich für dich bin!“

Sie zwang ihn, stehenzubleiben.

„Du bist für mich das Meisterstück aus unseres Herrgotts Musterkoffer!“

„Bravo, Jungchen! Das war echt Charly!“ Sie lachte auf und schmiegte sich an ihn. „Aber wohin gehen wir eigentlich?“

„Die Frau Rat hat uns für heute abend eingeladen.“

„Oh! Wundervoll!“

Vergnügt ging sie an seiner Seite. Zwischendurch machte sie ein paar Tanzschritte und summte eine Schlagermelodie. Charly aber schaute trübe auf das regnerische Pflaster.

Sie waren angelangt. Die Frau Rat, ein hageres, feines Persönchen, mit einem Häubchen auf dem spärlich gewordenen Haar, begrüßte ihre Gäste, kaum daß diese die Flurtür geöffnet hatten. Zwischen ihr und Erika bestand ein herzliches Verhältnis.

„Hoffentlich haben Sie [illegible] richtigen Appetit mitgebracht, Fräulein Erika?“

„Einen Bärenhunger habe ich“, lachte das junge Mädchen.

„Nana, Sie haben doch auch immer Angst um die Linie.“

„Ausgeschlossen! Ich turne mir alles weg! Da, schauen Sie, wie schlank ich bin! Guck weg, Charly! Für dich stell ich mich nicht so hin!“

„Ein schlankes, bildschönes Mädel sind Sie, Fräulein Erika. Zu solcher Braut kann man Herrn Birkner nur gratulieren!“

„Da, hörst du's, Charly!“

Charly stand abgewendet, die Stirn in Falten, sie trat zu ihm, während die Frau sich in die Küche begab.

„Warum brummst du eigentlich, he? Schau mich mal an! So, und nun antworte!“

Charly versuchte es, aber es war ihm unmöglich. Impulsiv riß er sie in seine Arme, zog sie stürmisch an sich und küßte sie. Diesen Kuß vergaß Erika nie, sie mußte später viel an ihn denken.

Auch der Frau Rat entging bei Tisch Charlys bedrücktes Wesen nicht. Sie vermutete geschäftlichen Ärger. Ihr kam es aber auch so vor, als ob Charly mit Erika allein zu sein wünschte. Sie entschuldigte sich gleich nach der Mahlzeit. Sie habe morgen ein Buch zurückzugeben, das sie gern zu Ende lesen möchte.

Charly und Erika waren allein. Sie kuschelte sich neben ihn auf die Chaiselongue, an deren Rand er trübsinnig hockte, vergebens bemüht, ihr eine gute Stimmung vorzutäuschen.

„Wie geht's eigentlich in deinem Geschäft, Charly?“ fragte sie aus einer Ahnung heraus.

„Ich bin in keinem Geschäft mehr. Man hat mich auf die Straße gesetzt.“

Mit einem Satz war Erika auf den Beinen.

„Dacht ich's doch! Seit wann?“

„Genau seit dem Flugzeugunglück.“

„Armer Charly! Was du doch für Pech hast!“

„Es ist eine Gemeinheit vom Schicksal, mich wie ein gefühlloses Etwas herumzuschleudern, dem man alles zumuten kann, alles!“

Sie schlang den Arm um seinen Hals und schmiegte sich an ihn.

„Nicht wüten, Charly! Nicht sich selbst vom eigenen Ärger auffressen lassen. Du hast noch immer eine andere Position gefunden! Also verzweifle nicht!“

„Ich würde mich den Teufel darum scheren, wenn's nur darauf ankäme. Ich vermag mich nicht zu behaupten, das ist es!“

„Jetzt schießt du aber wirklich übers Ziel hinaus, Charly!“

„Glaubst du, ich sage das, um mich als bemitleidenswertes Objekt hinzustellen? Wenn jemand Mitleid verdient, dann bist du es!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Rose im Volksmund und Brauchtum.

Von Dr. Werner Petersen.

Seit Urzeiten bedeutet die Rose als schönste der Blumen, die uns die Natur spendet, uns Menschen im Norden etwas ganz besonderes. Sagen und Märchen ranken sich um diese Königin der Blumen. Unlösbar ist die Rose mit germanischem Brauchtum aller Zeiten verbunden. Von der Zeit, da das Leben beginnt und alter Volksbrauch dem neugeborenen Kindlein die Blütenblätter einer roten Heckenrose auf das Kopfkissen streut, bis zu dem Tage, da der sterbliche Körper im Rosengarten beigesetzt wird, begleitet die Rose den Menschen.

Als Rosengarten bezeichnete man früher und stellenweise auch heute noch den Friedhof. Dieser Brauch geht bis in die ältesten Zeiten zurück. Im Germanischen ist der Rosengarten das Seelenland schlechthin. So übersetzen die mittelalterlichen Mönche das Wort Rosengarten mit Paradies oder aber umschreiben den Ausdruck etwa folgendermaßen: „Rieches Himmelsreich auf Erden“, und auf Grabkreuzen liest man wohl den Spruch: „Hier liege ich im Rosengarten und will auf Frau und Kinder warten“. Wehmütig singt das Volkslied:

„Mein Rosenstock, mein Rosenstock, der blühte immer rot;
Jetzt trägt er eine Rose, so weiß als wie der Tod“.

Die gewaltigen Großsteingräber waren früher mit einem dichten Rosenwall, mit einer Hagedornhecke umgeben, und wenn die holde Prinzessin Dornröschen in einer Kammer schläft, deren Fenster so dicht mit Heckenrosen zugerankt sind, daß niemand hindurch kann, so wird hier das rosenumrankte Sippengrab gleichnishaft sichtbar, das Sippengrab, auf dem der uralten Sage nach neues Leben entsprießen wird.

Die wunderschöne altniederländische Weise vom Schloß im Oostenrik erinnert an diesen uralten Mythos; sie lautet nach Hermann Wirth:

Es liegt ein Schloß im Oostenrik,
das ist so hoch erbauet,
von Silber und von rotem Gold,
mit Marmelstein gemauert.

Von Rosen rot ein Dornenwall
umheget Burg und Auen,
da schlummert in kristallner Hall
die schönste aller Frauen.

Der Sonnenstrahlen Glast und Gleiß
umgleitet Stirn und Brüste:
die schöne Schläferin lächelt leis —
des Lenzes Licht sie küßte.

Die blaue Luft, unendlich tief,
nicht rühren Wolken, Winde, —
die Erd in tiefen Traum entschlief,
bis Lenz sie löse linde.

War der Steinkreis der Ahnengräber also noch seinerzeit mit einem dichten Rosenwall umgeben, so wissen wir, daß das Ahnengrab auch meist die Versammlungs- und Thingstätte für die Lebenden war. Das Gericht wurde hier abgehalten, um Gerechtigkeit zu finden, die dem Geiste der Ahnen würdig sein sollte. So ist es kein Wunder, daß die Rose auch zum Sinnbild des Rechtes und Rechtsspruches seit Urzeiten genommen wurde. Unter dem Sinnbild der Rose wird noch bis in die Neuzeit hinein auf den Thing- und Gerichtsstätten Urteil „gefragt“ und Recht gesprochen.

Aber nicht allein mit so ernsten Angelegenheiten wie Tod und Rechtsspruch wird die Rose in Zusammenhang gebracht, sondern vor allem auch mit den freudigen Ereignissen und Hoch-Zeiten des Lebens. An dem Tage, der der Freya gewidmet ist, dem Freitage, dürfen nur die Ehen geweiht werden. Die Rose ist aber die Blume der hehren Göttin Freya oder Fragga, deshalb ist sie auch die Hochzeitsblume, mit der die schöne Frau sich zur Hoch-Zeit ihres Lebens schmückt, und es ist kein Wunder, daß nun auch die schönsten Vergleiche zwischen der auserkorenen Frau und dem Röslein entstehen.

Dieses Thema ist unendlich oft in den deutschen Volksliedern abgewandelt. Ein altes Volkslied singt:

Rosenbrechen.

Ich ritt mir aus Kurzweile
Für einen grünen Wald.
Was begegnet mir in der Aue?
Eine wunderschöne Jungfraue.
Nach Röslein wollt sie gehn.

Bricht man sie gegen Abend,
So sind sie von Farben gleich.
Bricht man sie gegen Morgen,
Ein andrer hat sie verborgen.
Den Schaden, den muß ich han.

Da begegnet ihr ein Herre,
Zumal ein feiner Mann:
Sag mir du Geselle,
Wie man die Röslein soll fällen
Wie man sie brechen kann?

Die Röslein soll man brechen
Zu halber Mitternacht.
Dann sind all ihre Blätter
Mit kühlem Tau beladen.
So ist es Rösleinbrechens Zeit.

Meistens gipfeln diese Lieder in dem Wunsche, das Röslein brechen zu dürfen, trotz der vielen, vielen Dornen, die den stechen, der es zuerst bricht, wie es in dem zum Volksliede gewordenen Goetheschen Gedicht vom Heideröslein so schön dargestellt wird.

Die uralte Bezeichnung des Hagedorns (der Rose) als Frauendorn oder Frauenrose geht vielleicht bis in die Zeit zurück, da noch die weisen Frauen in ihren weißen Haubenmänteln an den heiligen Steinkreisen ihres Priesterinnen-Amtes walteten. Diese weisen Frauen als „Hagedisen“, die den alten Glauben und das Urväterweistum in die „heimliche Acht“ nahmen, walteten ihres Amtes im heiligen Hain oder Hag (daher der Name Hagedissen) dem Rosenhain, der heiligen Thing-, Kult- und Begräbnisstätte.

Häufig bildete das Ahnengrab den Mittelpunkt eines Kreises aus acht großen Steinen. Wenn man also etwas in die „heimliche Acht“ nahm, so hütete man es an der heiligen Kultstätte. Der achtgeteilte heilige Kreis zeigte den Wissenden die Sonnenauf- und Untergangspunkte an. Wenn das Jahr sich dem Ende zuneigte, wenn sieben „um“ waren, kam als Markierungspunkt der achte Stein, der Wintersonnenwendstein und dann begann die Zeit des heiligen Jul, die Weihenacht. Dann fand der Julthing statt, der größte Thing des Jahres. Der achte Stein aber ist gleichzeitig der Schwurstein, an dem alle Eide geschworen werden. Ein uraltes Kinderlied weiß noch von diesem alten Brauchtum zu erzählen, wenn es singt: „Ringel, Ringel, Rosenkranz, Wir treten auf die Kette, Daß die Kette klingen soll. Sieben Jahre rund und um, Dreht sich Jungfer Ida um —“ oder: „Sieben Jahre geboren, Acht Jahr geschworen“ —

So sehen wir, daß die schönste Blume unserer Heimat, die Rose durch Sagen, Märchen, Sinnbild und Volkslied auf das engste mit der Überlieferung unseres Volkes verwurzelt ist.

Die letzte Seeschlange.

Heitere Seemannsgeschichte von Ernst Heyda.

Alles was recht ist, Maatje Diers ist ein banniger Wirt! Er kann auch was erzählen von seiner Seefahrt und lauter wahre Geschichten. Wenn ihr einmal eine hören wollt, dann müßt ihr das so anfangen.

Wir waren erst spät zu Maatje gekommen, draußen goß es in Strömen, in der Kneipe war es warm, duster und heimlich. Maatje war groß in Form und hatte schon allerlei erzählt. Wir saßen gerade am runden Tisch, drum ging ich selbst zum Ausschank und goß uns einen dreifachen ein. Wir klönten ein bißchen, dann brachte Maatje noch eine frische Runde und schmiß ein paar Scheite ins Feuer. Da fragte ihn Piet, ob er schon etwas von der Seeschlange im Loch Neß gehört hätte.

„Was für ein Loch?“ fragte Maatje mißtrauisch, „ich habe ja schon ein paar Seeschlangen gesehen, aber noch keine in einem Loch!“

„Du hast Seeschlangen gesehen?“ meinte einer. „Es gibt ja keine!“

„Gibt keine Seeschlangen nich?“ schrie Maatje Diers und schlug mit der gesunden Faust auf den Tisch. „Es gibt, sage ich euch. — Und habe ich vielleicht schon einmal gelogen?“

„Ne, ne“, meinte Piet, „das ja wohl nich, Maatje. Wo hast du denn schon eine Seeschlange gesehen?“

Wir schauten gespannt auf Maatje, was nun wohl herauskäme. Da schlug er auf den Tisch, daß der Korn in die Höhe spritzte. „Ich hab's“, schrie er und hätte sich beinahe verschluckt. Er sprang auf, lehnte sich weit über den Tisch und sah uns nachdenklich an. Dann sagte er ganz langsam und betonte jedes Wort, als wenn es eine Predigt wäre: „Es gibt auch keine Seeschlangen mehr . . .!“

Er sprang wieder auf. „Wartet einen Augenblick, ich werde euch das Beweisstück holen“, rief er und ging hinaus.

Da hörten wir ihn auch schon die Treppe herunterkommen. Er brachte ein Fernrohr mit und legte es auf den Tisch, dann setzte er sich wieder. „Damit habe ich gesehen, wie das Biest gestorben ist“, sagte er. „Paßt mal auf!“

„Als wir unseren Kahn in Sacramento wieder geladen hatten und auf dem Wasser schaukelten, habe ich die Seeschlange zum ersten Male gesehen. Ich gab dem Leichtmatrosen das Steuer einen Augenblick zu halten und rief den Keptain. Wir sahen in den Wellen einen Kopf, wie eine richtige Schlange, nur etwas größer und dicker, und hinter dem Hals einen langen Schwanz, der gebogen war, wie so lauter Paragraphenzeichen auf den Gerichtspapieren. Hätte das Biest damals gerne mit der Harpune heimgeholt, doch ehe wir alles fertig hatten, tauchte es unter, und ich konnte nur mit der Flinte eine Kugel hinüberschicken. Ihr hättet die Kugel klatschen hören, aber das Biest regte sich nicht viel; es sah uns einmal verächtlich an, spuckte ins Wasser und tauchte wieder weg.“

„Donnerwetter“, sagte Piet, als Maatje nun eine Trinkpause machte, „schade, daß du die Schlange nicht richtig getroffen hast!“

„Nicht richtig getroffen?“ fragte Maatje. „Paßt mal weiter auf! Wie wir ein paar Wochen später aus Arpanda hinausfuhren, schrie Tom, der Schiffsjunge, wie wenn er auf einmal am Spieß stecken würde; ich hatte gerade frei und rannte nach vorn. — Was sehe ich?“

Maatje beugte sich vor und sah uns an. „Schwimmt doch, vielleicht dreihundert Meter auf Backbord, das Biest, die Seeschlange, wieder und guckt herüber. Ich schreie nach dem Kaptain, schnappe mein Fernrohr — hier seht ihr's liegen! — und luge hinüber. War es doch dasselbe Biest wie damals bei Sacramento. Es wedelte mit dem Schwanz in der Luft herum und — daran ist das Vieh gestorben!“

„Was“, schrie einer, „am eigenen Schwanz?“

„Jawohl“, sagte Maatje, „an ihrem eigenen Schwanz. Paßt auf! — Wie ich und der Kaptain da rübersehen erkennt mich das Biest ja wieder, ärgert sich, daß ich ihm eine Kugel in den Bauch geschossen habe und schlägt mit dem Schwanz auf das Wasser, daß die Spritzer uns bald vom Deck geschmissen hätten. Und plötzlich —“

Maatje starrte uns an . . .

„— da fährt sich doch das Biest mit dem Schwanz aus Versehen durch das Maul, packt zu — seinen eigenen Schwanz! — und fängt an, ihn aufzufressen!“

Wir sprangen auf. „Fraß seinen eigenen Schwanz auf?“ fragte einer, atemlos.

„Jawohl“, sagte Maatje und wischte sich den Schweiß von der Stirne, so hatte ihn die Erinnerung aufgeregt, „jawohl, ihr hättet es sehen können, wenn ihr damals dabei gewesen wäret. — Unser Kaptain packte mich am Arm. Wir konnten vor Aufregung nichts mehr reden. Das Biest hatte tatsächlich eine große Wut auf mich, daß es egal weiterfraß. Langsam, Meter für Meter, verschwand der Schwanz im Maul des Ungeheuers, und schließlich . . .“

„Schließlich, Maatje?“

„Schließlich war es nur noch ein Ring, der immer kleiner wurde. Dann schluckte das Biest seinen eigenen Hals, und auf einmal, — wir rieben uns die Augen, ich schraubte an meinem Fernrohr — hier liegt es vor euch — auf einmal war die Seeschlange fort. Weg. Das Biest . . .“

Maatje nahm einen großen Schluck.

„. . . das Biest hatte — sich — selbst — aufgefressen!!“

„Maatje!“ stöhnte Piet.

Uns standen die Schweißtropfen auf der Stirne.

„Barmherziger!“ sagte ich. „War denn gar nichts mehr übrig?“

Maatje griff in die Tasche und holte etwas Rundes heraus. „Das war übrigens von der letzten Seeschlange der ganzen Welt“, sagte er heiser, „die Kugel, die ich dem Biest bei Sacramento in den Bauch geschossen hatte . . .“



Klosterschwestern machen große Augen.

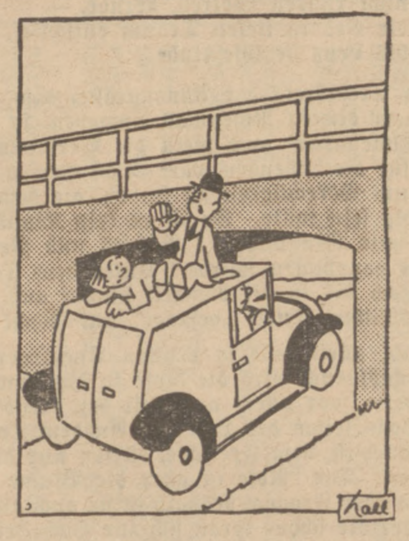
In Genua sind in den letzten Tagen die Karmeliterinnen der heiligen Therese, die in strenger Klausur leben, in ein für sie neuerbautes Kloster übergesiedelt. Bei diesem Umzug gab es mancherlei Überraschungen. Von den 21 adligen Klosterfrauen hatten siebzehn mehrere Jahrzehnte, einige sogar seit über 50 Jahren die Außenwelt nicht mehr gesehen. Schon der Autobus, den die Nonnen benutzten, erregte ihr allergrößtes Erstaunen. Noch größer wurden ihre Augen, als sie beim Aussteigen einen Platz überqueren und eine kurze Strecke zu Fuß zurücklegen mußten. Viele von ihnen sahen dabei zum ersten Mal das Meer. Der Anblick erregte sie nicht weniger als die Kleidertrachten, die einige moderne Italienerinnen vergnügt an ihnen vorbei führten.

*

Die richtige Lotterienummer.

Wenn die Verwaltungszentrale einer staatlichen Lotterie umzieht, so ist das selbstverständlich ein Ereignis, das auf das besondere Interesse aller Lotteriespieler rechnen kann. Bisweilen hat dieses Interesse auch Hintergründe, die für die unglücklichen Sterblichen, die nicht Lotterie spielen, zunächst weniger verständlich sind. Ein Beweis dafür ist der große Umzug des italienischen Lotterieamtes in Mailand. Was geschah? Die Lotteriespieler Italiens veranstalteten einen Run. Jeder wollte ein Los mit der gleichen Nummer haben, die jetzt das neue Hauptgebäude der Lotteriezentrale trägt. Die Hoffnungen, die bei diesen Bestrebungen zum Ausdruck kamen, waren im übrigen durchaus nicht trügerisch. Der Glückliche, der tatsächlich die Nummer erhielt, verdiente mit ihr bei der neuesten Ziehung nicht weniger als 215 000 Lire.





„Weißt du, Alfred, ich habe gelernt, mich nie zu beugen — —!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.